

Franz Kabelka

Kubanische Krokodile

Roman

EDITION
TANDEM

*Ich wurde schon so oft totgesagt.
Wenn ich wirklich gestorben bin,
wird mir das niemand glauben.*

Fidel Castro, zitiert nach Harald Dietl: Cuba

*Wer hat gesagt, die Revolution ist ein Drachen?
Nein, nein, die Revolution ist eine Schlange,
die sich in den eigenen Schwanz beißt.*

Tierno Monénembo: Kubas Hähne krähen um Mitternacht

*Immerhin, zu wissen, dass wir keinem trauen können,
ist ein beruhigendes Gefühl,
viel schlimmer ist es, wenn man nicht weiß,
wer die Guten sind und wer die Bösen.*

Ángel Santiesteban: Wölfe in der Nacht

Prolog

Die Festung erhebt sich über der Bucht wie ein Monolith, den Außerirdische vor Jahrtausenden mit unbekannter Absicht hingeklotzt haben. Im zarten Rosa des anbrechenden Tages wirkt El Morro noch trutziger, noch mächtiger, als der von tausenden Sklavenhänden errichtete Bau im hellen Tageslicht erscheint. Abgesehen vom Pfeifen der Vögel, die vom Aufwind getragen den massiven Bau spielerisch umkreisen, ist nichts zu vernehmen. Nicht das Geknatter alter amerikanischer Karossen, die mit sechzig und mehr Jahren auf dem Buckel wundersamerweise noch immer brav ihr täglich Werk verrichten; und auch nicht der Lärm jenes LKW, auf dessen Ladefläche bald an die dreißig Angestellte herangekarrt werden, um hier als Billettverkäufer, Wächter oder Fremdenführer ihren Dienst anzutreten. Noch hat auch keiner der Kunsthandwerker draußen auf dem dafür reservierten Gelände seinen Stand aufgebaut, um Touristen seine Waren anzupreisen: aus schwarzem Tropenholz gedrechselte Tanzpaare; blütenweiße, gehäkelte Tischtücher oder handgefertigte Perkussionsinstrumente, allesamt ebenso gediegen wie preiswert. Frühestens in zwei Stunden werden die potenziellen Kunden anrollen, in Privattaxis oder *taxis colectivos*, je nach Größe des Geldbeutels. Eine Tafel an der Mauer zeigt an, dass man sich hier vor einem *Patrimonio de la Humanidad* befindet: einem von der UNESCO ausgewiesenen Weltkulturerbe. El Morro de Santiago de Cuba beziehungsweise El Castillo San Pedro de la Roca – so lauten die beiden Namen für eines der besterhaltenen Beispiele spanisch-amerikanischer Militärarchitektur. Nachdem El Morro

Ende des neunzehnten Jahrhunderts seinen militärischen Nutzen eingebüßt hatte, diente die ehemalige Festung während der Unabhängigkeitskriege als Gefängnis. Jetzt ist sie nur noch Museum und Touristenmagnet, mitunter auch märchenhafte Kulisse für die Fotoshootings von Hochzeitspaaren oder Mädchen, die hier an ihrem fünfzehnten Geburtstag, der *fiesta de quinceañera*, in kostbarer Robe fotografiert und gefilmt werden, ganz wie echte Bräute.

Im Halbdunkel bewegt sich ein Mann über die hölzerne Brücke, die über einen Graben zum Haupteingang führt. Federnd sind seine Schritte, voller Energie. Kurz hält der Mann inne, wirft einen Blick in den Abgrund unter sich. Rechts neben dem Tor sind Felsblöcke in die Mauer verbaut, und eben dort macht der Mann sich zu schaffen. Wieder in aufrechter Position, hält er einen großen Schlüsselbund in der Hand. Er wählt einen Schlüssel, steckt ihn in das rostige Schloss. Das Gekreische von Metall auf Metall und ein lang gezogenes Quietschen sprengen die morgendliche Ruhe.

Der Mann zieht das Tor hinter sich zu und durchquert den Raum, der sich unter einem fünfhundert Jahre alten Tonnengewölbe erstreckt. In Bälde werden hier Bedienstete Eintrittskarten ausstellen und den Besuchern versichern, leider über keinerlei Wechselgeld zu verfügen. Eine Etage tiefer findet sich das Modell der Festung, daneben Schautafeln zur Geschichte derselben. Einer langen, erfolgreichen Geschichte, denn niemals wurde diese Festung von Feinden erobert.

Sämtliche Türen werden von dem Mann routiniert geöffnet; kein Zweifel, er ist mit allem hier vertraut. Just als er in den Innenhof gelangt, fällt der erste Sonnenstrahl über die hohe, mit Zinnen bestückte Mauer. Der Mann durchmisst den Hof, dann steigt er eine steinerne Treppe hoch und sperrt eine letzte Tür auf. Hinter

ihr liegt eine kleine quadratische Kammer, in der es kein Mobiliar gibt, keinerlei Dekor. Nur eine kleine Steintafel, eingelassen im gepflasterten Boden, erinnert an die ursprüngliche Bestimmung dieser fensterlosen Zelle: Hier wurde einst gefoltert. Gebrandmarkt, geblendet, gemordet.

Hinter Mauern, zu massiv, als dass je ein Schrei sie durchdrungen hätte.

Im Zentrum des Quadrats lässt der Mann sich nieder. Reglos, mit kerzengeradem Rücken, verharrt er eine Weile in dieser Position. Dann zückt er einen weiteren Schlüssel, mit dem er das Schloss einer schweren, eisernen Bodenklappe öffnet. Als er die Klappe anhebt, verrät deren grässliches Quietschen, dass die Scharniere seit einer Ewigkeit nicht geschmiert wurden.

Und noch etwas anderes ist zu vernehmen: Erstickte Hilferufe, aus modriger Tiefe. Auf Englisch und mit einem eindeutig amerikanischen Akzent.

Der Mann lässt sich davon nicht beeindrucken. Er nimmt den leinenen Sack von seinem Rücken, befestigt ein Seil daran und lässt den Sack hinab in das schwarze Loch. Ein unangenehmer Geruch liegt in der Luft, eine Mischung aus Moder und Exkrementen. Was soll's!, ermahnt er sich, an ein bisschen Gestank ist noch keiner gestorben. Und endet nicht selbst das opulenteste Mahl über kurz oder lang als Scheiße?

Zwieback und ein Stück Käse hat er mitgebracht, außerdem eine große Flasche Mineralwasser. Letztere zu organisieren war alles andere als eine Selbstverständlichkeit. In diesem Land herrscht doch immerzu Mangel, zurzeit eben an Mineralwasser. Nicht, weil keines produziert würde, sondern weil die Vermieter von Privatwohnungen tonnenweise Mineralwasserflaschen hamstern, um sie ihren Gästen später zu völlig überhöhten Preisen verkaufen zu können. Gangster,

Mafiosi allesamt, genau wie vor der Revolution! Weshalb sich ein einfacher Kubaner so schwer tut, seinen täglichen Flüssigkeitsbedarf zu decken.

Und den seines Gefangenen. Der schließlich nicht verdursten darf!

Sonst wäre wohl alles umsonst.

Erst als die Stewardess sie fragt, ob sie das leere Fläschchen und den Plastikbecher abräumen dürfe, man befinde sich nämlich bereits im Sinkflug, wird Frieda bewusst, dass dies gerade ihr erster Schnaps seit fast zwei Jahren war.

Vierzigprozentiger Alkohol aus einer karibischen Destillerie. Ein Prozent für jeden Jahresring einer gewissen Frieda Prohaska.

Die zwei Deziliter Rum hätte sie bei ihrem ersten Kubafahrt locker weggesteckt. Aber sie ist das goldbraun schimmernde Zeug nicht mehr gewohnt. Wie auch! So *clean*, wie sie die ganze Schwangerschaft und das knappe Jahr danach hinter sich gebracht hat. Nun, da das Flugzeug in leichte Turbulenzen gerät, spürt sie, wie der Alkohol im Blut sie ein wenig abdriften lässt, geistig beziehungsweise seelisch. Wer will das schon so genau auseinanderhalten ...

Keinen Monat ist es her, dass sich der kleine Erzengel davongemacht hat. Rafael, der geborene Flüchtling. Flüchtiger als die unbeständigste aller organischen Verbindungen. Der sie allein zurückließ in ihrem Waldviertler Exil, in windzerzauster Steinheide. Dabei hatte sie, die alte Abtreiberin, die Fremdgeherin, ihn so ins Herz geschlossen! Nach einer einzigen Nacht auf der Matte eines indischen Yogi war sie in den *Fruchtgenuss* gekommen, wie sie ihre ungeplante Schwangerschaft ironisch nannte. Und die sie, nach Wochen des Zweifels und Mit-sich-Ringens, schließlich annahm; nicht zuletzt, weil Leo sie dabei unterstützte. *Qué alegría* – welche Freude! Hieß so nicht ein Album des John McLaughlin-Trios aus den frühen

Neunzigerjahren, mit *One Night Stand* als dem Top-Track darauf? Eingespielt unter Mitwirkung von Trilok Gurtu, dem himmlischsten aller Perkussionisten. Auch ein Inder.

Ja, welche unglaublichen Glücksgefühle, welche nie gekannte Nähe! Der schiere Duft des Kleinen, sein Glückern beim Wechseln der Windel. Hätte ihr vorher einer gesagt, dass Windelwechseln Spaß machen kann, sie hätte ihn ausgelacht. Aber mit einem Schlag befand sie sich selbst in der Schleife: *Du du du du!* oder *Ja, was macht denn mein Putzi, ja was macht es denn?* Zerfließend beim Genießen seiner ersten Silben, seiner ersten Gehversuche. Bis ihr dann, über Nacht, der große Knöcherner ein weiteres Mal seine dürre Rechte auf die Brust legt. Eine Metapher, die Jahr für Jahr auf dem Salzburger Domplatz zur Schau gestellt wird und doch nichts von ihrem Schrecken verloren hat: die archaische Geste, das tief verankerte Zeichen. Es vermag frau – egal, wie modern sie sich gebärdet – heute ebenso zu brandmarken wie den Jedermann im uralten Spiel vom Leben und Tod.

Rafi verschwand ebenso schnell, wie er auf diesem Planeten gelandet war. Als sei er herabgestiegen zu ihr, aus irgendwelchen Wolken direkt auf sie geplumpst, um selig nuckelnd an ihrer Brust zu liegen; für alle Zeiten, wenn es nach ihr gegangen wäre.

Aber es ging nicht nach ihr. Natürlich nicht.

Ging es das je?

Gerade einmal elfeinhalb Monate hat es gedauert, bis er zurückkehrte in seine Wolke.

Rafael, Wolkenkind!

Was genau es mit dem plötzlichen Kindstod auf sich hat, hat man ihr nie schlüssig erklären können. Aber selbst wenn: Was hätte es geändert? Was bringen rationale Begründungen, wenn es um dein Empfinden

geht? Nimmt es dir nur ein Jota deiner Trauer?
Mangels klarer Erkenntnisse verwies man auf Statistiken und Listen von Risikofaktoren: das besonders gefährliche erste Lebensjahr; die Risikogruppe der Spätgebärenden und nicht stillenden Mütter; die besonders gefährliche Bauchlage und und und. Im Nachhinein kannst du dir alles herunterladen und dir ausmalen, was auf dich zutrifft ...

Spätgebärende – durchaus.

Verzicht aufs Stillen – ganz und gar nicht.

Passivrauchen seitens des Säuglings – nein!

Schlafen im separaten Zimmer – zugegeben.

Aber wie all das berechnen, wie diese Mixtur von Zutreffendem und Nicht-Zutreffendem in eine Gesamtrechnung einspeisen? Ergibt es am Ende einen Quotienten, der die immer im Raum stehende Frage der Schuldzuweisung löst?

Wenn einen der Tod so verfolgt durch all die Jahrzehnte, musst du ihn als Partner akzeptieren lernen und ihm zuzwinkern, wie einem alten Freund. Hat sie sich das nicht schon mehrmals geschworen?

Es begann mit Mutters Suizid, ausgeführt mit dem eigenen Schnitzmesser. Dann die Ermordung ihres Kollegen Lussnig in Indien. Und schließlich Leos Unfalltod, kurz nachdem er erklärt hatte, er werde sich wie ein Vater um das damals noch Ungeborene in ihrem Bauch kümmern, auch wenn es nicht von ihm sei. *Was stammt schon originär von uns? Was zeugen wir tatsächlich mit unserem Samen?* Das sagte er in seiner letzten Nacht, in ihren Armen. Bevor ein Betrunkener ihn auf einer gottverlassenen Landstraße im Waldviertel von der Straße abdrängte und Leos Hirn sich auf einem Baumstamm verteilte, der als einziger einer ganzen Allee nicht gefällt worden war. Absurd, unfassbar! Ähnlich unfassbar wie der Tod des Schrift-

stellers Horváth, der, mitten in der Großstadt Paris, von einem herabfallenden Ast erschlagen wurde.

Tragische Zufälle?

Nein: *Nichts ist jemals zufällig ...*

Wo hat sie diesen Satz gelesen? Genau, in dem schmalen Roman des Guineers Tierno Monénembo über seine kubanischen Wurzeln.

Nichts ist jemals zufällig auf Kuba.

*

Schade, dass sie den Verkauf von Duty-Free-Artikeln im Flugzeug eingestellt haben, sie hätte gerne ein Fläschchen Hochprozentigen erworben! Natürlich gäbe es auch in Holguín Rum zu kaufen, man müsste nur wissen wo. Aber in knapp zwei Stunden will sie sich in der Casa de la Trova ja bereits mit Fermín treffen, da wird sich ein Einkaufsbummel schwerlich ausgehen.

Fermín vulgo *Fidelito*, der kleine Fidel, wie Frieda ihn insgeheim getauft hat. Weil er sich genau so gerne reden hört wie ein gewisser, um einen Kopf größerer, Revolutionsführer. Castro wusste immer, was das Schicksal – nein: das Rad der Geschichte! – für Kuba vorherbestimmt hatte. *Unser Stolz hat uns vom Sklaventum befreit.* Dieses Zitat ist tatsächlich auf Fermíns Mist gewachsen, aber es würde auch gut zu dem großen Bärtigen passen, der in seinen unzähligen Redemarathons zu ähnlichen Schlussfolgerungen kam. Aus seinem Munde wäre der Spruch sicher zum Klassiker geworden. Jedenfalls bei all den gläubigen Kommunisten, die jahrzehntelang kritiklos an seinen Lippen hingen.

Nun ja, Fidel Castro Ruz wird künftig keine Sprüche mehr von sich geben. In einer hölzernen, mit der kuba-

nischen Fahne drapierten Kiste, kleiner als der Sarg eines Kleinkindes, wird seine Asche zurzeit in einem Konvoi durchs Land gefahren. *Karawane der Freiheit*, so nannte man 1959 den triumphalen Einzug der siegreichen Revolutionstruppen in Havanna. Siebenundfünfzig Jahre später rollen die Militärfahrzeuge in umgekehrter Richtung, also von der Hauptstadt über Santa Clara und Holguín nach Santiago de Cuba, um den toten *Comandante en Jefe* zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten.

In gewisser Weise ist diese Reise eine Folge von Rafael's Tod, davon ist Frieda überzeugt. Nie wäre Fillinger sonst auf die Idee gekommen, ausgerechnet sie, die Freelancerin, mit dem Auftrag zu betrauen. „Du warst als Einzige von uns schon zwei Mal in Kuba“, lautete sein Argument während der Themenkonferenz. Sie wusste, dass es sich dabei um einen Vorwand des Chefredakteurs handelte, der ihre Situation kannte und es gut mit ihr meinte. Zwei Tage rang sie mit sich, dann stimmte sie zu. Vielleicht war Fillingers Angebot ja tatsächlich eine Chance, die kalte, knöcherne Hand auf ihrer Brust abzuschütteln?

Alles war besser, als in Wien oder im Waldviertel vor sich hin zu brüten, ausgesetzt den mitleidigen Blicken der Kollegenschaft, der Freunde und Verwandten. Fillinger hörte kein Danke von ihr. Doch sie sah ihm an: Er verstand, dass sie verstanden hatte ...

„Eine gediegene Hintergrundreportage für *opinion* über die derzeitige Situation auf Kuba, basierend auf persönlichen Eindrücken und Gesprächen mit einfachen Leuten. Und bloß keine Statements von Partebonzen!“

Genau so lautete sein Auftrag.

„Am besten, du hältst dich fern von Havanna“, riet ihr Fillinger, „die Meinung der Wiener ist schließlich auch

nicht repräsentativ für die der Österreicher!“

Dass eine tiefeschürfende Recherche abseits ausgetretener Pfade für eine offiziell akkreditierte Journalistin schwieriger sein würde als für eine anonym Reisende, war sowohl Frieda als auch dem Chefredakteur klar. Andererseits hat ein Presseausweis auch gewisse Vorteile.

„Letztlich musst du selbst entscheiden, ob du als Reporterin oder als Touristin unterwegs sein willst“, sagte Fillinger und schürzte die Lippen. „Solltest du auffliegen, können wir dir von hier aus kaum helfen.“ Die Entscheidung, auf eine Akkreditierung zu verzichten, fiel ihr dennoch leicht.

Es wäre nicht schwierig gewesen, anlässlich der Beisetzung von Fidel Castro auf die Schnelle ein provisorisches Visum zu bekommen, womit sie sich unmittelbar nach Einreise beim CPI, dem *Centro de Prensa Internacional*, hätte melden müssen, um einen Presseausweis zu erhalten. Es gibt auf Kuba nur dieses eine Pressezentrum, und es befindet sich in der Nähe des Hotels *Nacional* in Havanna. Das Einhalten des Amtswegs hätte bedeutet, dass ihr die *umgekehrte Karawane der Freiheit* mit Fidels Urne in jedem Fall entgangen wäre, war diese doch längst unterwegs zu ihrer finalen Destination.

Wichtiger noch: Einer offiziell registrierten Journalistin würde man viel genauer auf die Finger schauen als einer Touristin. Wenn sich die Situation seit ihrem letzten Kubabesuch auch deutlich entspannt hat, was die Überwachung von Ausländern betrifft, will sie sich gewiss nicht von irgendwelchen sogenannten Betreuern vorschreiben lassen, wie, wo und was sie zu recherchieren hat!

„Nachdem du eh keinen Presseausweis benötigst, habe ich dir einen Flug über Frankfurt nach Holguín gebucht.

So sparst du dir den Inlandsflug und kommst locker zu Fidels Begräbnis zurecht.“

Sagte Chefredakteur Fillinger und verabschiedete sich mit einer Umarmung.

*

Sanft setzt die Maschine auf. Frieda atmet tief durch: ihre dritte Landung auf kubanischem Boden!

Diesmal wird sie nicht, wie 2009 bei ihrem ersten Besuch, das Spanischwörterbuch im Flugzeug vergessen. Und sie wird sich hüten, wie 2012 in jene Fallen zu tappen, die diverse Überlebenskünstler für allzu naive Touristen aufstellen.

Vor vier Jahren bereiste sie die Insel als Teil einer österreichischen Delegation, die hauptsächlich aus Kommunisten bestand, oder zumindest aus klaren Sympathisanten der kubanischen Revolution. Aus Leuten, die schon containerweise gesammelte Hilfsgüter nach Kuba geschickt hatten. Was den unschätzbaren Vorteil hatte, dass die Delegation Zutritt zu Fabriken, Schulen, Krankenhäusern und Gewerkschaftseinrichtungen hatte, in die man sonst schwerlich gekommen wäre. Ein gewisser Fermín Ochoa leistete ihnen damals als Übersetzer gute Dienste. Er übersetzte auch jene Fragen Friedas, die die anderen als ungehörig, weil zu kritisch, empfanden. Jedenfalls erhielt sie so Einblicke in die kubanische Infrastruktur, die ihr hoffentlich auch bei diesem Auftrag helfen würden.

Um flexibel zu sein, hat sie nur das Quartier für die erste Nacht in Holguín reserviert. Ihre Spanischkenntnisse sind mittlerweile solide genug, um sich alleine durchschlagen zu können. Abgesehen von einigen wenigen Fixpunkten möchte sie spontan entscheiden

können, wohin der Weg sie führen soll. Dass die Reise in Holguín beginnt, passt gut, denn den Osten Kubas kennt sie kaum, so lernt sie neue Gegenden kennen. Auch der vage zeitliche Rahmen, den der Chefredakteur vorgab, hat zu ihrer Entspannung beigetragen: *Zwei bis vier Wochen, Frieda, das kannst du selbst bestimmen. Hauptsache, wir bekommen ordentliches und originäres Material von dir.*

Er sagte *originär*, nicht *originell*!

Sie legt den Gurt ab und streckt ihre Glieder. Kuba, ich komme, flüstert sie – *aquí estoy de nuevo*.

Als sie hinaustritt auf die Gangway, hüllt eine wohlige Wärme sie ein. Und das am 1. Dezember! *Yes, we can!*, kommt ihr in den Sinn, Obamas euphorischer Wahlslogan von 2008. Wenn auch dieses Wir-Gefühl sich am Ende als Illusion erweisen sollte.

Wie auch immer: Für ein paar Wochen wird sie der klirrenden Kälte des Waldviertels entkommen, ebenso wie dem graubraunen Matsch auf dem Wiener Gürtel ...

*

Alle Passagiere haben die Maschine verlassen. In der Ankunftshalle warten sie in vier langen Reihen darauf, abgefertigt zu werden. Eine halbe Stunde steht Frieda nun schon am Ende von Schlange Nummer drei, doch sie scheint nicht kürzer zu werden. Ausgestattet mit einer provisorischen Einreiseerlaubnis für Journalisten wäre diese Prozedur in Havanna vermutlich kürzer ausgefallen. Was soll's, denkt sie: Vielleicht dient dieses Prozedere ja weniger der Sicherheit als dazu, sich von Anfang an mit jener Eigenschaft vertraut zu machen, die hierzulande überlebenswichtig ist: widerspruchslos warten, ausharren zu können. Warum nicht die Wartezeit nutzen, um sich auf die Kontrolle vor-

zubereiten? Immer hübsch neutral dreinschauen, ermahnt sie sich, nicht lächeln oder gar auf ironisch machen, das vertragen Grenzbeamte nirgendwo. Erst recht nicht hier, wo jeder Einreisende den Behörden als potenzieller Spion gilt, der womöglich im Sold des amerikanischen *imperio* steht.

Endlich wird sie in den Verschlag gewunken, wo die Überprüfung der Personalien stattfindet. Dort wird sie erst einmal angeherrscht.

„Einen Schritt zurück!“

Der junge Mann hinter der Glasscheibe sieht eigentlich gut aus, seine Uniform sitzt, als wäre sie maßgeschneidert. Doch seine Augen sind kalt, abweisend. Sie begreift, dass man sie gerade fotografiert oder filmt und dass das Kameraobjektiv sie nur in einem bestimmten Winkel richtig erfassen kann. Der Zöllner hält ihren Pass in der ausgestreckten Hand, als wäre er weitsichtig, mit seinen Augen scannt er ihr Bild. Ein ums andere Mal geht sein Blick vom Dokument hoch zu ihren Augen und zurück. Vielleicht, weil sie auf dem Foto noch eine andere Frisur hat?

„¡*Un momento!*“

Er erhebt sich, verschwindet aus der Kabine. Scheiße, der wird doch jetzt nicht spinnen und sie hier rösten lassen, während er sich eine Zigarette genehmigt! Sie spürt, wie der Schweiß ihr die Bluse verklebt. Wenige Sekunden später kehrt der junge Beamte in Begleitung eines älteren Uniformierten in das Kabäuschen zurück.

„¿*Es ... Usted?*“

Der Ältere, ein ziemlich voluminöser Afrokubaner, dessen Uniformjacke trotz der Hitze bis oben hin zugeknöpft ist, stellt die Frage schärfer als nötig.

„*Sí, señor.*“ Wie dünn, wie kleinlaut ihre Stimme klingt! Sie räuspert sich, um die Kehle frei zu kriegen.

„*Pero su pelo ...*“

„Das Passfoto ist schon ein wenig älter. Aber hier, auf dem Visum, sehen Sie ... Da trage ich die Haare wie jetzt.“

„Die Fotos in Visum und Pass müssen übereinstimmen. *No están en orden!* Sie verstehen mich doch, oder?“
Natürlich versteht sie ihn. So tadellos und scharf, wie er artikuliert.

„Nun, eine Frau ändert schon mal ihre Frisur oder die Haarfarbe. Das wird in Kuba nicht anders sein, oder?“
Verdammt, wollte sie nicht jede Ironie vermeiden! Doch wider Erwarten hellt sein Blick sich auf.

„Da haben Sie recht, *señora*, da haben Sie allerdings recht.“ Er flüstert seinem jungen Kollegen etwas ins Ohr, das sie nicht versteht. Wie auf Kommando lachen beide drauflos. Es ist ein derbes Männerlachen, das ebenso abrupt endet, wie es begonnen hat.

„¿Profesión?“, fragt er, nun wieder ganz der korrekte Beamte.

„Künstlerin“, sagt sie, „Malerin und Fotografin.“

„Okay. Und wohin soll Ihre Reise Sie führen?“ Wieder ist es der Ältere, der sie anredet. Offensichtlich hat er jetzt völlig das Kommando übernommen.

„Hauptsächlich in den Osten“, sagt sie wahrheitsgemäß. „El Oriente. Santiago, Guantánamo, Baracoa. Diese Ecke Ihres schönen Landes habe ich bei meiner letzten Reise vor vier Jahren nämlich nicht besuchen können.“

„Vor vier Jahren?“ Die Stirn des Uniformierten legt sich in Falten. „Wegen Sandy womöglich?“

„Genau, wegen des Hurrikans. Damals war es ja Touristen nicht erlaubt, Santiago zu besuchen.“

„Stimmt. Wir haben es nicht so gern, wenn uns die Leute beim Aufräumen im Weg stehen. Erst recht nicht, wenn ein Supersturm alles verwüstet hat.“

„Wobei Kuba, wie alle Welt weiß, bedeutend besser für

solche Notfälle gerüstet ist als alle seine Nachbarn, inklusive der Vereinigten Staaten.“

Einen Augenblick lang fürchtet sie, mit ihrem Lob gar zu dick aufgetragen zu haben. Auch wenn sie tatsächlich denkt, dass Kuba in Sachen Hurrikan-Frühwarnung vorbildhaft ist. Doch ihre Angst ist unbegründet: Er wirft ihr einen Blick zu, als habe sie ihm gerade ein persönliches Kompliment gemacht. Dann bedeutet er seinem Kollegen, ihr den Pass zurückzugeben.

„¡Bienvenida a Cuba!“, sagt er in einem merklich wärmeren Tonfall. „Genießen Sie Ihren Aufenthalt und grüßen Sie mir Santiago. Ich bin nämlich selbst ein *Santiaguero*. Direkt aus der Wiege des Son und der Revolution.“

Sie atmet tief durch. Darf sie jetzt endlich raus aus dieser miefigen Kabine? Die Bluse klebt ihr an der Haut, es ist einfach ekelig hier drinnen.

„Oh, ist das da Ihre Kameratasche, *señora*?“

Sein fachkundiges Auge hat den kleinen roten Rucksack als das identifiziert, was er ist: eine Kameratasche, die nicht gleich jedem potenziellen Dieb ins Auge springt.

Sie nickt.

„Darf ich mal sehen?“

Sie reicht ihm den Rucksack. Vorsichtig, fast ehrfürchtig zieht er die schwere Nikon mit dem aufgesetzten Teleobjektiv heraus. Auch wenn sich *opinion*, wie die meisten Journale, längst keinen eigenen Fotografen mehr für die Bebilderung der Reportagen leistet – beim Equipment wenigstens lässt man sich nicht lumpen und setzt auf professionelle Modelle und Originalobjektive, die sich auch eine Freelancerin wie Frieda ausleihen darf.

„Sehr schön.“ Der Schwarze nickt anerkennend. „Und sehr teuer, wenn mich nicht alles täuscht.“

„Gebraucht gekauft“, lügt sie. „Aber man kann recht ordentliche Bilder damit schießen. Die Sonnenuntergänge am Strand von Siboney sollen ja traumhaft sein, nicht wahr?“

Seine Antwort ist ein abgründiges Lächeln.

„Ein Dreihunderter-Tele?“

„Ein Vierhunderter.“

„Besitzer solch großer Objektive interessieren sich oft für andere Motive als Sonnenuntergänge“, flüstert er. Direkt in ihr Ohr.

„Ich verstehe nicht ganz“, stellt sie sich dumm. Wie es jetzt wohl um ihren Teint bestellt ist? Doch er gibt ihr kommentarlos die Tasche zurück. Winkt sie durch, alles ist gut. Nur der Blick des jungen Beamten ist noch immer gleich dunkel, gleich abweisend. Offenbar muss er sich erst seine Sporen im Kampf gegen etwaige Feinde der Revolution verdienen.

„Und beachten Sie die Tafeln mit der durchgestrichenen Kamera darauf!“, ruft der Ältere ihr nach. „Wäre doch jammerschade, wenn ein *compañero* Ihre hübsche Ausrüstung kassieren würde.“

Frieda deutet mit ihrer freien Rechten ein Winken an. „*Claro que sí*“, sagt sie, mehr zu sich als für ihn bestimmt.

Die Sonne steht schon tief, die Menschen werfen lange Schatten auf dem orangefarbenen Linoleumboden. Frieda gesellt sich zur Masse der Wartenden entlang der quietschenden Förderbänder in der Gepäckausgabe. Übernächtigt und müde harret man der schweren Koffer, die einen, zusammen mit der Kreditkarte, als Vertreter einer anderen, reicheren Welt ausweisen.

Ich darf nicht vergessen, noch genügend Geld zu wechseln, bevor ich mir ein Taxi suche, denkt Frieda. Und, nicht zu vergessen, schleunigst eine Telefon- und Internetkarte zu besorgen. Ohne die läuft in Kuba gar

nichts, sofern man sich nicht darauf versteht, illegal Leitungen anzuzapfen.

Aber auf so etwas würde sich eine inkognito reisende Journalistin ohnehin nicht einlassen.

*

Fidel siempre.

In knalligem Rot leuchten die beiden Worte auf dem überdimensionalen Plakat. Auf ewig Fidel. Darunter ein Porträt Castros. Der Fotograf hat sich nicht bemüht, den Verfall des ewigen Führers zu kaschieren. Die olivgrüne Militärkappe auf dem greisen Haupt: eine unfreiwillige Karikatur: Selbst im hohen Alter von neunzig darf er nicht lockerlassen. Muss den Agilen mimen, den Unerschütterlichen. Wobei er Letzteres vielleicht ja tatsächlich geblieben ist, bis zu seinem letzten Atemzug.

Aus heiterem Himmel fällt ihr die schreckliche Diskussion ein, die vor zwei Jahren in einem ayurvedischen Wellnessresort stattfand. Leo und sie beim Abendessen, ihnen gegenüber ein amerikanisches Pärchen, das nicht müde wird zu betonen, wie paradiesisch es hier doch sein *könnte*. Wenn man bloß etwas *aufräumen* würde. Die Scheiße vom Strand entfernen, zum Beispiel, oder die streunenden Hunde einfangen und irgendwo entsorgen, irgendwie. Der Garten Eden nach amerikanischer Vorstellung.

Sie und Leo sahen sich vielsagend an, schwiegen die längste Zeit. Jedenfalls so lange, bis der Reisschnaps, den sie vor dem Essen heimlich gekippt hatte, seine Wirkung zeigte und sie sich nicht mehr zurückhalten konnte.

„Sie meinen wohl so sauber wie in Kuba unter Batista oder wie in Panama unter Noriega oder in Nicaragua

unter Somoza? Mit hygienisch einwandfreien Spielkasinos und Bordellen für die Reichen, beschützt von der CIA oder von Mafiabossen oder der United Fruit Company?“

Was eine längere, ziemlich sinnlose Debatte zur Folge hatte. Obwohl Leo sie vermutlich nur beruhigen wollte, gewann sie mehr und mehr den Eindruck, er würde die Amis verteidigen. Jedenfalls fühlte sie sich nicht wirklich unterstützt von ihm. Am Ende artete die Diskussion aus in einen bösen Streit zwischen Leo und ihr. Etwas begann – diffus, aber heftig – in ihr zu wüten, während er, mit seinen wie immer ruhig vortragenen Argumenten, zu verbergen suchte, wie er ihren Rückfall verabscheute. Besoffen während der Reinigungskur! Sie spürte, wie sie sich zunehmend von ihm entfernte, was aber beide nicht zu thematisieren wagten. Längst war das eigentliche Thema gegessen, das amerikanische Pärchen schmollend in seinem Apartment verschwunden. Es ging nur mehr um das lautstarke Ausleben der jeweiligen Frustration. Am Ende war sie aus dem Wellnessresort geflüchtet und hatte sich in der Gartenlaube der benachbarten Anlage einem Yogalehrer an den Hals geworfen. Der, ohne es jemals zu erfahren, neun Monate später zu Rafaels Vater werden sollte.

Er blickt aus dem Fenster, wie jeden Tag, wenn er frühstückt. *Wenn* es denn etwas zu beißen gibt.

Es ist ein Blick in eine unscharfe Ferne. Auf geborstenen Beton, auf die kläglichen Reste einer Mietskaserne. In der seine Eltern ihre letzten Tage verbracht hatten. Wo sie erschlagen wurden, *erschlagen vom langen Arm der Vereinigten Staaten*, wie der Santero es bei ihrer Beisetzung ausdrückte. Natürlich war damit die jahrzehntelange Handelsblockade Kubas durch die Yankees gemeint. Jenes Verbrechen, das die Kubaner entlastet von den eigenen Sünden. Wobei: auf die Schnelle erschlagen oder langsam erstickt im Staub der Armut – was macht es am Ende für einen Unterschied?

Für seine Eltern wie für Tausende andere auch ...

Das Maß an Lebenserfahrung hängt davon ab, wie viele liebe Menschen man schon zu Grabe getragen hat.

Von wem, bitte, stammt dieser weise Spruch?

Es ärgert ihn zu sehen, wie die Tasse in seiner Rechten zittert – als wäre er ein Tattergreis! Ein bisschen etwas von der dünnen braunen Flüssigkeit schwappt über, verbrüht ihm den Handrücken. Ist das wirklich dieselbe Faust, mit der er es schaffte, Jugendmeister in seiner Provinz zu werden, an die Boxakademie in Holguín zu kommen? Die Tasse: ein Geschenk seines Vaters. Der behauptete, sie von Teófilo Stevenson höchstpersönlich erhalten zu haben; für irgendeinen Dienst, den er dem großen Champion einmal erwiesen hatte. Angeblich ...

Trink nur recht oft aus dieser Tasse, hieß es immer, damit du wirst wie er: ein Großer, ein Held! Einer, der

aus Niederlagen gestählt hervorgeht.

Elf Mal kubanischer Meister und dreifacher Olympiasieger – was mehr soll man dazu sagen? Höchstens dies: dass Stevenson trotz vieler Angebote nie sein Land verriet. Die Amerikaner boten ihm Millionen, eine Profikarriere. Er verzichtete darauf. Fidel hatte den Profisport auf Kuba nun einmal verboten, und Teófilo klagte nicht. blieb der, der er war: ein Amateur mit professioneller Einstellung. Teófilo Stevenson wusste, was er, der Afrokubaner, der Nachfahre von Sklaven, Fidels Revolution verdankte.

Was ist eine Million Dollar gegen acht Millionen Kubaner, die mich lieben?, soll er gesagt haben. Das imponierte Vater.

„Siehst du, Sohn, so verhalten sich Helden!“

Gegen Ende, als Vater ein bisschen wunderlich wurde, verwendete er solche Phrasen immer öfter. Sein Sohn konnte das Geschwätz von den Helden der Revolution schon nicht mehr hören, von *orgullo*, Stolz, und *patria o muerte*, Vaterland oder Tod. Aber was willst du machen, wenn dein Vater sentimental wird, senil? Wenn er Sachen aufführt, für die er sich ein paar Jahre zuvor noch geschämt hätte?

Eines Tages besorgte sich Paco Rivera Santos, der alte Kommunist, doch tatsächlich eine Keramikstatue von Babalú Ayé, wie der heilige Lazarus bei den Anhängern der Santaría genannt wird. Zuvor hatte Vater mit *orishas*, den afrikanischen Göttern, nie etwas am Hut gehabt. Okay, hatte er wahrscheinlich auch dann nicht, jedenfalls nicht so, wie ein Christ sich das mit dem lieben Gott vorstellt. Babalú Ayé mit seiner farbenfrohen Kleidung wirkte einfach beruhigend auf sein Gemüt. Die Figur stand auf einem kleinen Altar in einer Ecke des einzigen Raums, wo gegessen, gearbeitet und geschlafen wurde, seit Neuestem auch gebetet. Babalú

Ayé sei nicht nur für die Heilung von Krankheiten wie Pocken und Lepra zuständig, erzählte der Vater, sondern ebenso für Wunder im materiellen Bereich. Darum flehte der ehemalige Atheist ihn auf Knien an, doch bitteschön eine neue, angemessenere Wohnstätte aufzutreiben für einen verdienten Frontkämpfer wie ihn. Was Lazarus alias Babalú Ayé natürlich nicht fertigbrachte; oder auch verweigerte, wer will das schon wissen.

Also begann *er* sich nach einem neuen Quartier für die Eltern umzusehen, über Monate hin und am Ende sogar erfolgreich – scheinbar wenigstens. Ein Freund hatte ihm gesteckt, dass im sogenannten Roten Bunker auf der Nordseite der Stadt eine Wohnung seit über einem Jahr leer stehe. Es hätten sich in dem Block schon andere ohne Erlaubnis der Behörde einquartiert. In anderen, kapitalistischen Ländern werde so etwas als Hausbesetzung bezeichnet. Er fand das übertrieben: Mit Geduld und Spucke würde – das zeigte die Erfahrung – der Zustand schon irgendwann legalisiert werden. Es kam nur darauf an, den längeren Atem zu haben. Auf jeden Fall würde es dort besser sein als in der elenden Wellblechhütte, in der Vater und Mutter hausten wie Tiere. Die hatte nicht einmal einen Estrich, geschweige denn ein gemauertes Fundament, beim geringsten Regen wurde sie regelmäßig überschwemmt. Sandy, der Hurrikan von 2012, gab ihr den Rest. Der Staat investierte eine Menge in den Wiederaufbau Santiagos. Aber Blechhütten, die irgendwo am Stadtrand illegal errichtet worden waren, fielen natürlich nicht unter dieses Programm. Für sie wurden auch keine Arbeitsbrigaden organisiert, die andernorts mit sozialistischem Eifer dabei halfen, zerstörte Häuser wieder instand zu setzen, und das unbezahlt und in der Freizeit.

Im Grunde war der Rote Bunker abbruchreif, als seine Alten in die Wohnung Nummer 23 im dritten Stock einzogen. Ein Quartier, in dem keine Fensterscheibe mehr heil war und die Fußböden Löcher aufwiesen, größer als die im uralten Moskwitsch, den der Vater fuhr. Wenn man die billigen Fetzen wegzog, die sie verbargen, konnte man direkt in die Wohnung darunter schauen. Zu hören war das, was dort vor sich ging, ohnehin ständig, aber man war es ja gewohnt, über wenig Privatsphäre zu verfügen. Auch die Wände wiesen dreieckige Öffnungen auf, die man aber absichtlich eingebaut hatte; sie dienten dazu, Frischluft hereinzulassen, damit in der Regenzeit nicht alles verschimmelte. Es dauerte eine ganze Weile, bis er es schaffte, seinen Vater von den Vorteilen der betonierten Bleibe zu überzeugen. Strom für Licht und Kochen konnte man mit wenig technischem Know-how von einem nahen Verteiler abzweigen, so machten es alle im Viertel. Die Polizei schaute weg, was sonst hätte sie tun sollen. Der Vater nörgelte zwar noch eine Weile herum, weil er die Freunde in seinem *barrio* vermisste, mit denen er immer auf der Straße Domino gespielt hatte. Am Ende sah auch er ein, dass es keine Alternative gab. Und die Mutter war ohnehin überglücklich: Endlich verfügte sie, erstmals, über eine eigene, wenn auch winzige, Küche.

Er half den Eltern dabei, die Wände neu zu streichen, die Löcher im Fußboden zu stopfen und die Bude mit dem nötigsten Inventar auszustatten. Als sie endlich alles beisammenhatten, rumpelte die Erde. Nur ein kleines bisschen, nichts im Vergleich zu einem richtigen Beben. Aber es reichte, um die Wohnungsdecke von Nummer 23 zum Einsturz zu bringen. In der Parteizeitung *Granma* hieß es später, es sei nur der *soliden sozialistischen Bauweise* zu verdanken gewesen, dass

nicht der gesamte Rote Bunker flachgelegt wurde.
Das bekamen seine Eltern wenigstens nicht mehr zu
lesen.